

Weihnachten in Franken

Das braune Feuer der Laubwälder, das der Jura Herbst entfacht hatte, und das wie eine duftende Flut herabgeflossen war von den Hügeln auf die Acker und Wiesen, die das fränkische Städtchen Scheßlitz behüteten, war zum Stillstand gekommen, gleichsam in Schweigen und Erwartung innehaltend. Durchsichtiger standen nun die hohen Buchendome und ihre silbernen Säulen trugen die Last des nebligen Himmels.

Auch die fachwerkgeschnitzten Dörfer am Fuße der breiten Giechburg und der schlanken Wallfahrtskirche Gügel, die aus wilden weißen Kalksteinen emporwuchs, lagen in ihrer nestgeduckten Wärme. Scheunen voll Korn und Ställe voll Vieh erwarteten zuversichtlich den Winter. Der harte Schrei der Gänse scholl weithin und Krähen plünderten schon die Flur bis an die Zäune und Häuser des Fleckens.

Es war Adventszeit, und in der Frühe stand ich bei zögernder Dunkelheit auf, als Ministrant beim Rorateamt zu dienen. Eine rußige Laterne gab mir die Mutter auf den Weg mit, damit ich nicht ganz verloren und geisterbedrängt zur Sakristei tappte. Denn der Weg ging über einen ehemaligen Friedhof, aus dem wir oft Rippen und Schädel gruben, wenn wir unsere sommerlichen Blumengärtchen zwischen den Pfeilnischen der gotischen Kirche ansiedelten. Das war freilich bei hellem Tage gewesen; nun in der zähen Dämmerung konnte sich das Längstverstorbene rächen. Spuk war um und in der Kirche; besonders im Glockenturm. Der hockte wichtig und uralt neben dem graublauen, tief herabgezogenen Schieferdach des Gotteshauses und in ihm war es nie geheuer. Feurige Messer fielen den Läutenden ins Gesicht, das morsche Gestühl ächzte und Käuzchen funkelten aus modriger Ecke. Gottseidank half der Ruf und Schall der Glocken gegen allerhand zweifelhafte Gäste, und ein fester Blick ließ das schwanke, schwarze Tuch über der dünnen Bahre, die bei Totenmessen an Stelle des Sarges paradierte, wieder zur Ruhe kommen.

Gar bald polterten die ersten Andächtigen über die Schwelle, die Steinfließen hallten, die schöngelochtenen Wachslichter verschwendeten sich und betropften die braune Bank, die Orgel brauste und warf klingende Schwaden in den Raum; der Weihrauch quoll; hinter den spinnwebgrauen Fensterscheiben tastete mählich der Morgenschein wie ein erblindeter Greis in das Schiff der Kirche, während die Stimme des Priesters feierlich das hoffende Gebet anstimmte:

„Tauet Himmel, den Gerechten, Wolken, regnet ihn herab.“ Je näher Weihnachten rückte, desto märchenhafter und geheimnisvoller wurden Land und Mensch.

Die Mutter buk das süße Brot für den Christbaum: Zimetsterne und Getriebe und Gerät, aus bleichem Zuckerteig geformt. Der Ofen dampfte und knusperte vor sich hin. Mit großen Augen stand ich neben Schüssel und Walkbrett und tunkte den Finger in die klebrige kostbare Masse. Die Mutter schalt wohl, und ich suchte mich nützlich zu machen durch Ausstechen der Formen oder Glasieren der Plätzchen.

Draußen fiel lautlos der erste Schnee; er belud Garten und Straße, Dach und Schornstein mit seinem dicken Weiß. Schlitten klingelten und Pferdehäupter dampften. Kälte flog blauklirrend durch die Forste, die Schlittenhänge wim-

melten vom schreienden Kindervolk, die Nasen liefen eifrig und der glasige Weiher tönte vom Reigen der Stahlschuhe. Unerschöpflich schien die Winterfreude.

Wenn dann der Heilige Abend heranzog und Nikolaus und Pelzmärl als Vorboten des Christkinds durch die Stuben gestampft waren, den wolligen Bart bedächtig — bedenklich streichelnd, eine schrille Kette nachschleifend, einen Sack voll Kern und Äpfel und Hutzeln wurde die Welt immer tiefer und andächtiger, beinahe wie ein dunkler Brunnen, in dessen Mitte ein Funke schwamm oder wie eine Fichtengrotte, die grünlich, harzig und verwunschen roch.

Den Stamm des Christbaums hatte ich mir selbst zurechtgestutzt, damit er gut ins hölzerne Gärtchen passe. Nun stand er kühl und moosverzweigt in der Holzlege und wartete auf das Wunder des Fruchttragens.

Nicht will ich hier erzählen, was bei der Erfüllung an Jubel oder Trauer geschah. Nur ein Ereignis will ich festhalten, das mich dazumal fremdartig berührte und dessen Sinn mir erst später aufging. An unser Wohnhaus angebaut, war das kleine, stockige Gefängnis des Ortes. Es beherrschte in den Vortagen der Weihnacht wie alljährlich als einzigen Insassen einen alten Landstreicher, den Schlemmer, der von uns Kindern viel geneckt und gehänselt wurde, zumal er, mit rauher Stimme brummend, durchs Gitter sich mit uns zu unterhalten pflegte. Wenige Stunden vor der Einbescherung am Heiligen Abend war er entlassen worden. Ich hatte seine hagere, windschiefe Gestalt am Zaun entlangschleichen sehen. Mutter hatte gemeint, er würde nun zum Schnaps gehen und auf seine Art Weihnachten feiern. Um so erstaunter war ich und beinahe entrüstet, als ich ihn nach der Mette in der Kirche fand, in eine Nische gedrückt, von Fichtengezweig halb verdeckt. Den Lodenhut hatte er steif an die Brust geklemmt, das Knie gebeugt und die rissigen Hände über seinem Haselstock gefaltet; sein Gesicht war struppig und stoppelig; er roch ein wenig nach Alkohol und seine Augen trännten immerzu.

Ich machte damals ein böses Gesicht, weil er es wagte, so unfestlich da zu sein in der Nähe des heiligen Geschehens. Nach Jahren aber, als ich älter und reifer geworden war, wandelte sich dies halbvergessene Bild des Ärgernisses in meiner Seele zu einem lächelnden Gleichnis.

Mußte es denn nicht so sein, daß auch der Ausgestoßene und Verkommene in dieser Nacht zur Herrlichkeit Gottes geführt wurde, daß er seine trübe Einsiedelei verließ und mit den feisten Bürgern und frommen Bauern vor der Krippe seine Aufwartung machte, ein wenig zerlumpt zwar und verworren, doch sehnsüchtig und arm und einfältig im Innersten? Und paßte er nicht in seiner verschollenen Gestalt trefflich zu den längst verwitterten Figuren, den Hirten, Holzknecchten und Bergsennen, die aus Fels und Wald herbeieilten auf die Verkündung des Engels hin? Ja, war er nicht der Letzte und Niedrigste unter ihnen, selber ein Zufall des Lebens, ein Sendling aus der Wildnis der Welt, ein Tor und Narr?

Damals hatte ich den Strolch entrüstet am Ärmel gezupft und ihm durch eine wegweisende Bewegung bedeutet, daß er gehen solle; er hatte kaum auf meinen Zorn geachtet und gedankenverloren auf die liebliche Gruppe der Geburt des Heilandes geblickt. Heute schäme ich mich dieser harten und selbstgerechten Gebärde. Ich kann mir die Erinnerung an Krippe und Weihnachtswunder kaum mehr vorstellen ohne den zerlumpten Schatten des alten Bettlers in der Lichtfülle des Friedensfürsten, dessen Sternbild uns allen Glück bringen möge!



Haßfurt, Ritterkapelle — Tympanon (Siehe auch J. Dünninger: „Marianische Wallfahrten der Diözese Würzburg“
 PIUS HALBIG VERLAG, Würzburg)

Würzburger Pilger im hl. Land an Weihnachten 1449

Am Montag vor Laurenti 1449 begannen mit dem Ausritt aus Würzburg die Herren Stephan von Gumpenberg, Friedrich von Wolfskel, Hans von Chamerau, die Bürger Hans Strigel und Nicolaus Magerer, mit dem Kaplan Johann Eyselsaner und Gefolge, ihre Pilgerreise ins Heilige Land. Sie hatten schon Ostern ausreiten wollen, waren durch die Abwesenheit des Stephan Gumpenberg aber daran gehindert worden und entschlossen sich zu einer Winterreise. Einer der Pilger hat die Erlebnisse der Reise tagebuchartig festgehalten und 1561 ließ der Würzburger Buchführer Caspar Bauer, in dessen Besitz die Handschrift war, die „Wahrhaftige Beschreibung der Merfart“ in Frankfurt am Main in Druck erscheinen. — Die Würzburger Pilger waren also in der Weihnachtszeit im Heiligen Land, und wir geben im Folgenden ihre Erlebnisse vom 22. Dezember bis Dreikönig, dem Oberstag. Erwähnt sei noch, daß Stephan Gumpenberg am 14. November, am Sonntag nach dem St. Martinstag, gestorben ist und auf dem Berg Sion begraben wurde.

J. D.